

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 15 (2008)
Heft: 167

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Aktiv Unzufrieden» und Zugewandte demonstrieren 2006 gegen WEF und Wegweisungen ...

STRASSENTHEATER MIT DER POLIZEI

Mitte Februar hat sich «Aktiv Unzufrieden» aufgelöst. Die kleine St.Galler Gruppe protestierte drei Jahre lang mit ungewohnten Aktionen gegen zu viel Ordnung und Sauberkeit in der Stadt – und hat dabei zünftig Staub aufgewirbelt. von Carlos Hanimann

Endlich sind die Terroristen weg,
und es herrscht Ordnung und Ruhe und Frieden
und man kann wieder sicher Mercedes fahren,
ohne dass die Dinger immer explodieren.

Jan Delay

Es war einer jener lauen Sommerabende, an dem die Stadt trank und auf den nächsten Morgen wartete. An jenem Abend trafen sich fünf St.Galler in einer Altstadt-Gasse, mit viel Wut und ein wenig Schnaps im Bauch. Sie zapften einen Liter Benzin von einem Roller ab, entführten am Fuss des Rosenbergs einen Müllcontainer, übergossen ihn mit Benzin, rollten ihn auf die Kreuzung beim Blumenbergplatz und setzten ihn mit einem Feuerwerkskörper in Brand. Eine Stunde später trafen sie sich in einer Bar und stiessen an: auf ihre kleine Revolution, die ausser ihnen niemand mitbekommen hatte.

Das war im Sommer 2005, in jenem Juni, als zwei Drittel der St.Gallerinnen und St.Galler das Polizeireglement annahmen.

Der breite Widerstand gegen das Polizeireglement im Frühling hatte so etwas wie Hoffnung geweckt, dass es in dieser Kleinstadt, die Anfang des 20. Jahrhundert an Bedeutung verloren hat und seither an einem Minderwertigkeitskomplex leidet, noch Menschen gibt, die mehr wollen als die «sauberste und sicherste Stadt im Bodenseeraum.»

Die Niederlage in der Abstimmung hinterliess Wut und Trauer. Die fünf Freunde, die den Container anzündeten, waren nicht die einzigen Unzufriedenen. In jenem Sommer übten zwei junge Erwachsene einen Brandanschlag auf die Polizei, und in jenem Sommer sah St.Gallen anlässlich einer unbewilligten Kundgebung gegen den Wegweisungsartikel «den grössten und härtesten Polizeieinsatz der letzten Jahrzehnte» (Tagblatt).

Alternativen zu Massendemos

Der Sommer 2005 war auch der Höhepunkt für eine kleine Aktivistengruppe, die private Sicherheitsdienste, Papeterienbesitzer und

andere Bürger mit ihren Aktionen zur Weisglut trieb. «Aktiv Unzufrieden» (AU): So nannten vier St.Galler Jugendliche ihre Politgruppe. Harald Buchmann, heute grüner Kantonsratskandidat, suchte nach dem Landquartener Polizeikessel im Januar 2004 übers Internet Unzufriedene aus dem Raum St.Gallen, die in einer Kleingruppe politisch aktiv sein wollten. Drei Personen meldeten sich. Aktiv Unzufrieden war geboren. «Der Polizeikessel nach einer völlig friedlichen Kundgebung gegen das WEF bewies, dass grosse Massendemos nicht mehr möglich waren.» Aktiv Unzufrieden suchte nach anderen Formen des Widerstands. «Kleingruppenaktivismus» nennt es Harald Buchmann.

Die erste Aktion folgte im April 2004. Die Gruppe versuchte, einer Rede des Bundesrats Christoph Blocher beizuwohnen. AU-Gründungsmitglied Martin S. erinnert sich: «Blocher kam im Militärhelikopter angeflogen. Weit und breit keine Polizei. Wir empfingen ihn mit Transparenten. Ich erinnere mich nicht mehr, was drauf stand, etwas gegen Bildungsabbau oder gegen die SVP. Wir wollten in den Saal, irgendwie stören. Aber wir mussten mit den Transparenten draussen bleiben.» Die erste Aktion war harmlos und erregte kaum Aufsehen. Erfolgreicher war Aktiv Unzufrieden im Sommer, als die Nächte wärmer und die Besucher auf Dreileinden lauter wurden.

Der Bademeister und die Anwohner klagten: Immer mehr Abfall, immer mehr Jugendliche, immer mehr Lärm rund um den Mannenweiher. Die Stadt reagierte und stellte eine private Sicherheitsfirma an, die für Ordnung und Sauberkeit sorgen sollte. Doch die Sheriffs setzten sich über gesetzliche Grenzen hinweg: Sie übernahmen zunehmend polizei-



... und am Menschenrechtstag 2005 verkauften sie Sklaven.

liche Funktionen. Sie kontrollierten Ausweise, beschlagnahmten Gras und verteilten sogar Ordnungsbussen. Aktiv Unzufrieden wehrte sich gegen den «Sicherheitswahn» und lancierte eine Petition gegen die Securitas auf Dreilinden: «Wir fordern die Stadt auf, ihren Vertrag mit der Securitas AG für die Drei Weieren per sofort aufzulösen. Die Securitas verursacht unnötige Kosten, verärgern Besucher und können weder das Abfall- noch das Lärmproblem lösen. Dazu kommt, dass wir glauben, dass das Gewaltmonopol beim Staat bleiben soll.»

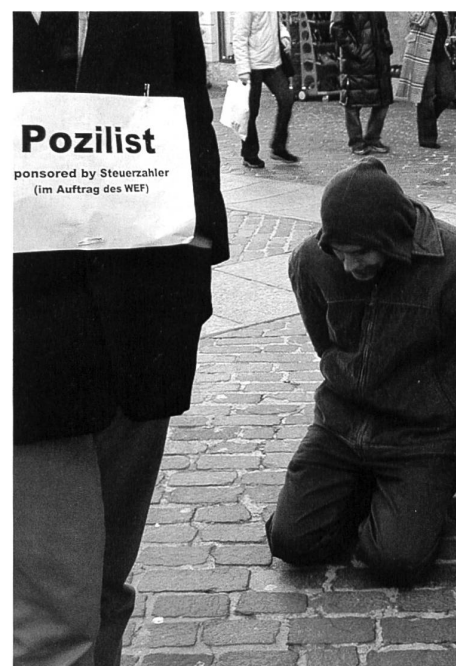
Kreativer Widerstand

St.Gallen litt zu der Zeit an einem Putzfimmel. Pius Valier, Polizeikommandant und heute freisinniger Kantonsratskandidat, schwadronierte von der Vision, St.Gallen zur «sichersten und saubersten Stadt im Bodenseeraum» zu machen. Der Stadtrat und ehemalige Pape-riebetreiber Fredy Brunner lancierte eine Petition, die sich gegen die Punks am Bahnhof richtete. Schliesslich sollte das neue Polizeireglement eingeführt werden, das Wegweisungen erlaubte, Wildplakatieren zum Offizialdelikt erklärte und die Überwachung im öffentlichen Raum verstärken sollte. Diese Entwicklung trieb immer mehr Unzufriedene zur Aktivistengruppe. Diese setzte auf kreativen Widerstand, veranstaltete Strassentheater mit Polizisten, sperrte symbolisch Punks in einen Käfig oder wischte sich mit einer Putzkolonne den Weg durch die Stadt frei. Es folgten zahlreiche Kleinaktionen von verschiedenen Gruppen. Der Parkplatz der Grabenhalle wurde abgesperrt, ohne dass es jemand bemerkte, Militärclowns begleiteten Bundesrat Samuel Schmid an der Olma, und Werbep plakate im Bahnhof wurden schwarz übermalt. Aktiv Unzufrieden sorgte für viel Aufmerk-

samkeit, war oft in der Lokalpresse präsent und spornte andere an. «Dafür, dass wir vielleicht zehn Leute waren, die ein bisschen rumhampelten, erregten wir enorm viel Aufsehen», sagt Harald Buchmann. Ende Mai 2005 feierten die Gegner des Polizeireglements sich und ihren Widerstand mit einem «Wegdüda»-Fest hinter dem Hauptbahnhof. An einem der letzten Flecken St.Gallens, wo es noch schmutzig und laut sein darf. Das Fest war der Höhepunkt jenes widerständischen Frühsommers. Danach ging es abwärts. Am 5. Juni nahm St.Gallen das Polizeireglement an, am Mittwoch nach der Abstimmung warfen zwei junge Männer einen Molotowcocktail in den Polizeiposten in der Neugasse. Eine unbewilligte Demonstration am folgenden Wochenende löste die Polizei mit einem massiven Aufgebot (Ostschweizer Polizeikonkordat) auf. Zahlreiche Demonstranten wurden festgenommen. Es kam zu Scharmützeln, kleine Gruppen griffen Polizisten mit Feuerwerkskörpern an. St.Gallen kochte.

Ab nach China!

Harald Buchmann schrieb Leserbrief und Medienmitteilungen am Laufmeter und wurde zum «Bürgerschreck» (Tagblatt). Anfang Winter wurden er und die Aktivistengruppe als Parodie auf die städtische Kulturpreisverleihung von Rapper Göldin mit dem «Stein des Anstosses» ausgezeichnet. Im Januar kündigte Buchmann den «Schwarzen Block» an der Universität St.Gallen an. Polizei, Presse und Politik gerieten in Panik. Unbestätigten Quellen zufolge soll das Ostschweizer Polizeikonkordat auf dem Olma-Areal einsatzbereit gewartet haben. Doch dann kam nur Harald Buchmann. Und einige wenige Begleiter mit einem schwarzen Klotz aus Plastik und Holz



und ein wenig Rauchpulver. Eine grossartige Aktion, die Polizei, Presse und Politik ins Leere laufen liess. Der einzige Schönheitsfehler: Im Zentrum stand nicht mehr die Gruppe Aktiv Unzufrieden, sondern Harald Buchmann. Auf Drängen von Price Waterhouse Cooper kündigte das Uni-Radio Toxic Harald Buchmann darauf den Job. Die Uni eröffnete ein Ausschlussverfahren. Die Stadt versuchte die Kosten für den Polizeieinsatz auf ihn zu überwälzen.

Buchmann konnte sein Studium trotz Verweis abschliessen, und von den städtischen Zahlungsforderungen wurde er schliesslich freigesprochen. Auch heute sind die ehemaligen Zielscheiben von Aktiv Unzufrieden schlecht auf die Gruppe zu sprechen. Weder Eva Nietlisbach, die damalige Sprecherin der Universität St.Gallen, noch der Polizeikommandant Pius Valier wollen das Ende der Aktivistengruppe kommentieren.

Harald Buchmann äusserte sich missverständlich über China («wo es noch echte Freiheit gibt») und verzog sich danach ins Ausland. Auch andere wichtige Mitglieder zogen weg. Die Gruppe zerfiel. Als die Universität Professor Franz Jäger in den Ruhestand verabschiedete, versuchte die zweite Generation Unzufriedener mit einem Theater zu stören. Doch am Anlass, dem so illustre Gäste wie Marcel Ospel oder Adolf Ogi beiwohnten, liess man keine Spässchen mit sich treiben. Jetzt läuft gegen ein Mitglied von Aktiv Unzufrieden ein Verfahren wegen Hausfriedensbruch. Was bleibt? Wer war Aktiv Unzufrieden? Ein Haufen Hippies oder Punks, die nur deshalb so viel Staub aufwirbelten, weil «Güllen City» verschlafen war und so viel Staub hatte ansetzen lassen? Politik, Polizisten und Presseleute können jedenfalls wieder ruhig schlafen.



Ramaj (links) besucht Mitrovic in dessen Büro. Bild: Daniel Ammann

DES EINEN FREUD

Schweizweit bitten Journalisten zwei St.Galler um Stellungnahmen zur Kosovo-Frage: den Albaner Albert Ramaj und den Serben Vica Mitrovic. Die beiden sind Freunde und verfolgen gemeinsame Integrationsprojekte. Ein verständnisvolles Pro- und Contra-Gespräch. von Sabina Brunnschweiler

Saiten: Sagt man nun Kosovo oder Kosova?

Albert Ramaj: Kosova bedeutet Amsel. Der Begriff bezieht sich auf die Amselfeld-Legende, die sich hier zugetragen hat. Er ist im Albanischen weiblich, im Serbischen sächlich. Die offizielle Form ist weiterhin diejenige vom ehemaligen Jugoslawien: Kosovo. Das wird wahrscheinlich so bleiben, auch in anderen Sprachen.

Vica Mitrovic: Trotzdem verwenden im Westen immer mehr Leute die Bezeichnung «Kosova».

Albert Ramaj: Natürlich freuen sich die Albaner darüber. Wer das «a» verwendet, muss sich aber bewusst sein, dass er nur die Albaner anspricht und die serbische Minderheit im Land ausklammert.

Wo waren Sie am 17. Februar, am Tag der Unabhängigkeit?

Ramaj: Ich habe mit Vica telefoniert. [Beide lachen.] Wir haben abgesprochen, wer was sagen wird, falls sich Journalisten melden.

Mitrovic: Albert wollte mich ins Feuer setzen. Aber erzähl du! Es war dein Feiertag.

Ramaj: Wir feierten in Wil einen Gottesdienst. Mit Bundesrätin Calmy-Rey und Regierungsrätin Katrin Hilber. Ich habe diesen Anlass mitorganisiert. Er war als Dankeschön an die beiden Frauen gedacht: Frau Calmy-Rey für ihren Einsatz für die Unabhängigkeit, Frau Hilber für ihre Integrationsarbeit im Kanton. Wir haben diesen Gottesdienst schon im November geplant. Es war ein Zufall, dass er ausgerechnet am Tag der Unabhängigkeit stattfand. Das Datum wurde ja erst eine Woche im voraus bekannt gegeben. Natürlich haben wir uns sehr gefreut. Die Kirche war randvoll. Danach haben wir im Wiler Stadtsaal gefeiert.

Und Sie?

Mitrovic: Ich habe gespannt die Medien verfolgt. Und ich wurde auch um einige Statements gebeten. Die Serben sassen vor allem vor dem Fernseher und haben die Freude der Albaner beobachtet. Des einen Freud ist des andern Leid. Ein ähnliches Sprichwort gibt es auch in Serbien. Albert hat mich eingeladen, an der Feier in Wil teilzunehmen. Zum

Glück war an diesem Tag mein Sohn bei mir. So musste ich mich nicht entscheiden, ob ich gehe.

Es war also nicht von Anfang an klar, dass Sie da nicht hingehen wollen?

Mitrovic: Ich wäre gegangen, weil Albert ein Freund ist. Und weil ich mir wünsche, dass Albaner und Serben eines Tages wieder zusammensitzen und reden können. Aber es ist auch für mich nicht einfach. Die Serben beziehen sich gern auf das Mythische, das Mystische sogar. Auf Legenden, die teilweise 800 Jahre zurück liegen. Jedes Land hat sein fast unfassbares kollektives Bewusstsein. Bei den Serben ist dieses nun mal eng mit Kosovo verbunden. Sie haben die Loslösung wie die Abtrennung eines Körperteils empfunden. In dem Sinn wäre es für mich seltsam, an einem kosovarischen Unabhängigkeitsfest teilzunehmen.

Viele Leute haben sich daran gestört, wie die Albaner gefeiert haben: in ihren Autos auf der Strasse.

Ramaj: Seit fünf Jahren wird den Kosovo-Albanern die Unabhängigkeit versprochen. Sie haben lange gewartet und wurden schliesslich von den Ereignissen überrumpelt. Sie feierten auf der Strasse, weil sie nicht wussten, wohin sie gehen sollen. Es gab kaum organisierte Feiern.

Mitrovic: Hier zeigt sich ein interessantes sozi-

ologisches Phänomen. Wenn ethnische Minderheiten an Macht gewinnen, wollen sie dies allen zeigen. Und wir Balkanesen zeigen Freude anders als die Westeuropäer. Spontan, direkt und laut.

Und weil man keine Trommeln hat, nimmt man das Auto?

Mitrovic: Das Auto ist im Balkanraum ein wichtiges Statussymbol.

Ramaj: Die Stadtpolizei hat einige Autos gestoppt und gedroht, wenn sie den Körper weiterhin nach draussen lehnen, koste es 150 Franken. Darauf haben Albaner geantwortet: Nehmen Sie 200 und verschwinden Sie!

Waren Sie auch mit dem Auto auf Touren?

Ramaj: Nein. Ich bin von Natur aus zurückhaltend und ruhig. Ich hätte es lieber gesehen, wenn meine Landsleute in geschlossenen Gesellschaften in Lokalen gefeiert hätten. Als eine Gruppe von Albanern in Wil auf der Strasse immer lauter wurde, sagte ich zu meiner Frau sogar: Lass uns auf die andere Strassenseite gehen! Aber natürlich verstehe ich diese unbändige Freude.

Mitrovic: Für die Serben waren die roten Albanien-Fahnen schwierig. Sie verstehen diese als Zeichen dafür, dass sich Kosovo in Richtung Gross-Albanien bewegt.

Ramaj: Nein. Die Fahne wird von Kosovo-Albanern als ethnisches Zeichen verwendet. Bald haben sie eine eigene. Dann wird man die albanische Fahne in der Schweiz weniger oft sehen.

Mitrovic: Jedenfalls steckt hier Zündstoff drin. Im Balkangebiet leben viele Ethnien, meist auf mehrere Staaten verteilt. Seit dem Zerfall des osmanischen Reichs vor dem Ersten Weltkrieg tragen viele Politiker die «Idee des Grossstaats» mit sich, egal ob Kroaten, Mazedonier, Serben, Bulgaren, Rumänen oder Albaner. Alle sagen sich: «Wir werden erst richtig befreit sein, wenn wir etwas grösser sind. Wir wollen keine Untertanen werden.» Daher stammt das Bild vom Topf, in dem es strodelt, und den man von aussen zuzuhalten versucht. Viele haben schon versucht, Probleme im Balkanraum zu lösen. Auch die Unabhängigkeit von Kosovo ist nur eine halbe Lösung.

Bundesrätin Calmy-Rey hat sich dafür eingesetzt ...

Ramaj: Für die Albaner ist Micheline Calmy-Rey eine Königin. Auch wenn ich die Möglichkeit hätte, ihr tausend mal Danke zu sagen, das würde nicht genügen.

Mitrovic: Für die Serben ist Frau Calmy-Rey eher eine Hexe. Ich meine, dass sie grundsätzlich recht hatte, als sie dem serbischen Präsidenten Tadic vor zwei Jahren sagte, er müsse damit rechnen, dass Kosovo bald unabhängig werde. Sie bezieht sich auf Menschenrechte, insbesondere auf das Selbstbe-

stimmungsrecht. Und stellt dieses über das Völkerrecht. Das ist in Ordnung, funktioniert aber nur, wenn alle gleich behandelt werden. Provokativ gesagt: Calmy-Rey hätte gleichzeitig dem spanischen Oberhaupt sagen müssen, dass das Baskenland bald unabhängig werde.

Ramaj: Ich bin kein Jurist. Aber ich glaube, dass es auch ein moralisches Recht gibt. Der jugoslawische Staat hatte über siebzig Jahre lang die Chance, die Albaner zu integrieren. Das hat er nicht getan. Vor allem unter Milosevic wurde deutlich gezeigt, dass der Staat gegen die eigenen Bürger vorgeht.

Bei den Serben ist Christoph Blocher nun der Held. Er hat sich gegen eine Anerkennung der kosovarischen Unabhängigkeit ausgesprochen. Werden die eingebürgerten Serben in der Schweiz SVP wählen und die Kosovaren SP?

Ramaj: Die Mehrheit der albanischen und auch der serbischen Bevölkerung in der Schweiz denkt nicht unbedingt parteibezogen. Ich weiss nicht, wie viele Albaner wissen, in welcher Partei Calmy-Rey ist. In den Ländern des Balkanraums steht bei Wahlen vor allem die Person im Mittelpunkt. Und ausserdem: Es ist bekannt, dass bereits in den letzten Jahren viele Personen aus dem Balkanraum SVP gewählt haben, auch Albaner.

Werden Sie die SP nun verlassen, Vica Mitrovic?

Mitrovic: Ich habe tatsächlich darüber nachgedacht. In den Reden meiner Parteikollegin Calmy-Rey habe ich nie etwas Positives über Serbien gehört. Ihr Verhalten hat bei Präsident Tadic, der sich in Serbien für die Europaidee eingesetzt hatte, viel Schaden angerichtet. Max Frisch hat einmal gesagt: Wenn du jemandem eine unschöne Wahrheit mitteilen möchtest, darfst du sie ihm nicht wie einen feuchten Lappen ins Gesicht schmeissen; besser du hältst sie ihm wie eine Jacke hin, so dass er sie selber anziehen kann. Davon war Calmy-Rey weit entfernt. Aber nein: Ich werde SP-Mitglied bleiben.

Sie wirken sehr harmonisch. Haben Sie wegen der Kosovo-Frage nie gestritten?

Mitrovic: Albert ist jünger als ich. Respekt vor dem Alter ist ein Wert im Balkanraum. [Beide lachen.]

Ramaj: Selbstverständlich hat es nicht nur damit zu tun. Vica hat seine Gründe, und die respektiere ich.

Mitrovic: Ich glaube, wir konnten die ethnozentrische Perspektive abwerfen. Wir interessieren uns für die andere Seite und tauschen uns aus. Dabei müssen wir nicht der gleichen Meinung sein. Und es funktioniert fabelhaft.

Ramaj: Ich wurde in den letzten Wochen von fest jeder grösseren Schweizer Zeitung um

ein Statement zur Kosovo-Frage gebeten. Jedesmal habe ich vorher mit Vica darüber geredet.

Was gibt es nun zu tun? Sie sind im «Albanischen Institut» und mit dem «Fachteam für Süd-Ost-Europa-Fragen» täglich mit Problemen von Serben und Albanern beschäftigt.

Mitrovic: Für mich steht zurzeit der Appell an die Schweizer Politik im Vordergrund, kein weiteres Öl ins Feuer zu giessen. In der Schweiz leben zwar rund 100'000 Kosovo-Albaner. Es gibt aber eben so viele Serben. Öffentliche Stellungnahmen zur Kosovo-Frage sollte man mit diesem Bewusstsein überdenken.

Ramaj: In unserer Integrationsarbeit hat sich kaum etwas geändert. Wir veranstalten unter anderem Elternabende an Schulen, für Menschen aus dem Balkanraum. Da wird albanisch und serbisch gesprochen. Und es gibt nie Probleme. Das ist interessant. Viele Medien wollten einen Bericht über Zusammenstösse von Serben mit Albanern in der Schweiz. Sie haben uns gelöchert mit Anfragen. Ich persönlich habe aber von keinem einzigen Zusammenstoss gehört.

Die Brückenbauer.

Vica Mitrovic ist 1961 in Ostserbien geboren und in den achtziger Jahren in die Schweiz eingereist. Er war 15 Jahre Sekretär der Gewerkschaft GBI/Unia St.Gallen und Wil. Seit 2005 führt er seine eigene Dolmetscher- und Beratungsfirma «Mitra GmbH». Er ist Mitbegründer des «Fachteams für Süd-Ost-Europa Fragen» (FSO) und des «Runden Tisches der Religionen». Albert Ramaj ist 1971 in Südkosovo geboren und hat in Zagreb, Graz und Luzern Philosophie und katholische Theologie studiert. Er verfasst heute Artikel für verschiedene Zeitschriften Artikel zu den Themen Judentum, Kultur, Ökumene und Religion sowie Bücher in Deutsch und Albanisch. Ramaj lebt seit 2001 in St.Gallen, wo er das Albanische Institut mitgegründet hat, und er ist ebenfalls Gründungsmitglied des FSO. Gemeinsam mit Vica Mitrovic verfolgt er verschiedene Integrationsprojekte, und beide sind über den Ostschweizer Raum hinaus bei Presse, Radio und Fernsehen als «Balkan-Experten» geschätzt. (sob)

Mehr Infos: www.albanisches-institut.ch,
www.vica-mitrovic.ch

DEBATTE

JENSEITS VON
LIBERALISMUS LIGHT

Karin Keller-Sutters Sicht der Dinge

von Rolf Bossart

Und wenn man so einige Jahre dahin regiert hat in einer vergessenen Stadt, aus der die besten Leute immer wieder abberufen werden, ruft plötzlich einer dieser besten an und möchte, dass man das Denken, das hinter dem Regieren steckt, offen legt. Um dem Wunsch von Ex-Tagblatt-Hintergründer René Scheu zu entsprechen, der sich heute bei den von Konrad Hummler und Tito Tettamanti unterstützten Schweizer Monatsheften für höhere Aufgaben warm hält, hat sich Karin Keller-Sutter, Regierungsrätin im Kanton St.Gallen, hingesetzt und ihre Sicht der Dinge für ein Dossier «Jenseits von Liberalismus light» dargelegt.

Ihr Text ist zugleich eine Nationalrats-Wahlanalyse: «Wahlmöglichkeiten finden nur dann einen Sinn, wenn gleichzeitig auch tragfähige soziale Bindungen vorhanden sind. Und hier sehe ich eine Kernursache für den Wählerückgang der FDP.» Diese sehe ich freilich auch. Denn wer kann es sich leisten, gleichzeitig tragfähige Beziehungen zu pflegen und FDP zu wählen? Aber «die eigentlichen Ursachen liegen noch tiefer», nämlich: «Eine Politik der Freiheit will die grösstmöglichen Wahlchancen für alle Menschen in einer Gesellschaft.» Und, so will es das Gesetz des Wettbewerbs, diese werden grösser, wenn die Menschen «in einer Gesellschaft» weniger werden. Was zu erreichen ja ein nicht unwesentliches Ziel der Keller-Sutter'schen Politik der letzten Jahre war.

Auch wenn das Bundesgericht diese Praxis wie im Fall eines von ihr ausgeschafften Türken nicht gut heisst, hält sie eisern an ihren liberalen Prinzipien im Umgang mit geltendem Recht fest. Sie fordert eine Gesetzesverschärfung, dass Ausschaffungen, wie Karin Keller-Sutter sie gern tätigt, rechtens werden.

Damit folgt sie nicht nur einem altbewährten liberalen Prinzip, das unter «staatlichen Rahmenbedingungen» vor allem Repression versteht. Sondern sie weiss sich auch getragen vom «vergessenen Mittelstand», dessen Begehren die Rache der Verdammten dieser Erde feinfühlig vorweg nimmt: «Aber sie erwarten vom Staat, dass er ihnen nicht ständig noch mehr aufbürdet und sie in ihrer persönlichen Freiheit einschränkt. Sie wollen nicht noch mehr Umverteilung, Steuern, Verbote und Kontrollen.» Was – wenn dies die Wünsche des Mittelstandes sind – wären dann die Forderungen jener, denen all diese Verbote, Kontrollen und Umverteilungen jenseits von Liberalismus light tatsächlich auferlegt sind? Mir graut vor den repressiven Massnahmen, zu denen Polizeivorsteherin Keller-Sutter greifen wird, wenn diese ruchbar werden.

Und sie hat bereits vorgesorgt, indem sie weiss, wer die Menschen sind, «um die wir uns als Freisinnige kümmern müssen»: Es sind dies nicht nur «die Eltern, die sich um ihre Kinder kümmern und die Unternehmer, die Arbeitsplätze schaffen», sondern auch «die Nachbarn, die hinschauen». Dass sie beim Hinschauen die richtigen Dinge sehen und sie den richtigen Stellen melden, dafür sorgt der liberale Geist der ehrenvoll bestätigten Karin Keller-Sutter.



Illustration: Rahel Eisenring

MEISTERSTÜCK

PAUL WIRTH

Das Typorama in Bischofszell ist kein verstaubtes Museum. Die zehn Setz- und fünfzehn Druckmaschinen sind zwar zum Teil über hundert Jahre alt, doch die Maschinen schauaufen und rattern, krächzen und vibrieren weiterhin. Bleierne Buchstaben und Zeilen drehen hier ihre Runden und wandern aufs Papier. Daneben befindet sich die Handsetzerei mit acht Gassen. Lettern liegen nach einem bestimmten Schema sortiert im Setzkasten. Paul Wirth fügt in Windeseile Wörter und schliesslich eine ganze Zeile in Blocksatz zusammen, während Laien immer noch die einzelnen Buchstaben suchen.

Für Paul Wirth war schon früh klar, nach der Schulzeit eine Lehre als Schriftsetzer zu absolvieren. Wie sein älterer Bruder. Danach machte er eine Zusatzausbildung in Maschinendruck, für mehr Lohn und bessere Arbeitsbedingungen. Doch die Leidenschaft fürs Handwerk mit Lettern brach nie ab. Jahre später entdeckte Paul Wirth ein Inserat in der Zeitung: «Alte Druckmaschine abzustossen». Sofort fuhr er nach St.Moritz, kaufte sich das alte Vehikel und begann, hobbymässig daran zu basteln. Er zerlegte die Maschine in ihre Einzelteile, baute sie wieder zusammen, bis sie funktionierte. Das war 1999. Unterdessen ist ein Buchdruck- und Bleisatz-Sammelstadium zusammen gekommen.

Paul Wirth wollte eigentlich in St.Gallen ein Museum eröffnen. Doch der damalige Stadtpräsident Heinz Christen meinte, es gäbe schon genug Museen in der Stadt. Die offerierten

Jahresmieten im sechsstelligen Bereich konnte Wirth selber nicht übernehmen. So zog er mit seinen Maschinen nach Bischofszell. Hier druckt er Visitenkarten, Briefpapier, Couverts und Bücher aus Spezialreihen. Wunderschön sind die farbigen Karten, die winzigen Notizblöcke und die dünnen Bücher, die in gotischer Schrift Anekdoten aus frühen Zeiten erzählen. «Leider geben heute nur noch wenige 25 Franken für ein schön gebundenes Werk aus», sagt Wirth. Warum also dieser Aufwand? Paul Wirth lächelt: «Passion». Doch nicht nur das. Es sei auch der Ehrgeiz zu beweisen, dass es auf traditionelle Art immer noch gehe. Trotz Zeit- und Preisdruck. Und konkurrenzfähig sei Typorama dennoch. Viele Auftraggeber kommen hierhin, wenn etwas gestanzt, geprägt oder perforiert werden soll.

Früher brauchte man für das Setzen einer Zeitungsseite einen ganzen Tag. Heute hat man diese Zeit nicht mehr. Den modernen Beruf des Typografen sieht Wirth vor allem für die jüngere Generation als spannend. Er selber bleibt lieber beim Alten. «Mir würde der hautnahe Umgang mit Schriften und Buchstaben fehlen.» Der 51-Jährige hofft, dass er seine «Leidenschaft» irgendwann in jüngere Hände weitergeben kann. Damit das traditionelle Handwerk nicht ausstirbt.

Nathalie Schoch

Typorama Museum Bischofszell. Mehr Infos: www.typorama.ch. Mittwochs, 14 bis 16.30 Uhr. Jeden ersten Sonntag im Monat Führung, 15 Uhr.



12.05 Uhr im Friedhof von Helsinki.

Bilder: Franziska Messner-Rast

MIT RAULI BADDING SOMERJOKI IN DER TASCHE

Franziska und ich durchstreifen Helsinki auf der Suche nach meinen unbekanntem Tanten. Wir sind im «Hotelli Finn» abgestiegen. In der Strasse, wo das Hotel steht, wird gebaut. Ein riesiges Loch in der Strasse. Wir vermuten, das gibt eine Parkgarage. Morgens um fünf sprengen sie Stücke weg. Das Hotel bebte ein bisschen, es zittert ein wenig.

In Helsinki wird nicht nur hier gebaut. Die Stadt scheint reich zu sein, zu blühen. Es gibt viele grosse, neue mehrstöckige Gebäude mit viel Glas. Im Hotel sitzt der Portier in Leggings mit hochgelagerten Füßen am Empfang und schaut eine Kindersendung im Fernsehen. Auch zur Begrüssung nimmt er die Füße nicht runter. Wir erkundigen uns nach Kaurismäki und Kaj Stenvall. Stenvall ist ein finnischer Maler, der immer Donald Duck malt, in finnischer Umgebung. «Kaj Stenvall Galerie gleich in der Nähe», erklärt der Portier und: «Kaurismäkis Bar Corona nur ein paar Strassen weiter.» Wir beziehen unser Zimmer, und Franziska gerät in Entzücken: ein Kaj-Stenvall-Zimmer, mit gelben

Farben, wie auf den Bildern des Künstlers, nur Duck fehlt.

Wir durchstreifen Helsinki zu Fuss, Pausen in wunderbaren Cafés. Es gibt viele verschiedene Brötchen, extra large. Süsse, mit Früchten, mit Nüssen, mit unaussprechbaren Namen. Die Cafés sind geschmackvoll eingerichtet. Die Finnen schaffen es ohne Problem, sämtlichen Kitsch wegzulassen und alle Farben so zu assortieren, dass sie auszuhalten sind. Finnisches Design ist dafür bekannt, und es scheint kein Klischee zu sein. Klarheit und Schönheit blickt uns in der ganzen Stadt entgegen. In der Architektur, in den Innenräumen, in den Schaufenstern.

Wir schlendern über den Markt, wo die Fischer in den Hinterteilen ihrer Boote Heringdosen zum Verkauf anbieten. Hering in Zwiebel eingelegt, in Tomaten, in Senf. Ein Finne spielt auf einer riesigen Harmonika, und die Marktverkäufer blicken weg, in die Musik versunken. Das ist der Finnenblick. Den treffen wir öfters an. Auch wenn die Finnen dich direkt anschauen, sehen sie dich nicht.

Weil wir eine meiner unbekanntem Tanten nicht treffen, vergebens auf sie warten, bin ich verärgert. Franziska schlägt vor, den Friedhof anzuschauen. Helsinki ist an drei Seiten von Meer umgeben. Wir schlendern Richtung Norden und finden den Friedhof gleich anliegend ans Meer. Es gibt viele junge Finninnen und Finnen hier, die joggen. Der Friedhof ist riesig und sehr flexibel. Religionen aus aller Welt sind vertreten. Grabsteine in jeder Grösse, jeder Form und in jedem Alter. Und sie liegen mitten im Wald. Zwischen riesigen Bäumen und Eichhörnchen.

Wir gehen durch den Friedhof zum Meer – es gibt Sandstrand – und kehren zurück, langsam. In die Stadt, einer Strasse entlang, wo sich Sporthallen, Wiesen und Plätze abwechseln. Einige Jogger überholen uns. Es ist bereits ein bisschen dunkel, fünf Uhr abends. In der Aleksanderikatu (Alexanderstrasse) treffen wir auf einen Plattenladen. Ich erkundige mich nach einem Sammelalbum von Rauli Badding Somerjoki, und der Verkäufer schaut mich erstaunt an: «Woher kommen

Sie?» – «Aus der Schweiz.» – «Wie kommt es, bitte schön, dass jemand aus der Schweiz Badding Somerjoki kaufen will?» – «Das sind meine unbekannteren Verwandten. Die haben mir das vererbt.»

Meine Mutter war Finnin. Rauli Badding Somerjoki ist ein Zauberwort in Finnland. Alle kennen ihn, jung und alt. Er ist der finnische Elvis. Seine Musik ist in den Filmen von Kaurismäki zu hören. Rauli Badding Somerjoki ist in Somero, dem hässlichsten Ort in Finnland, wie man sagt, aufgewachsen. Er hat gern getrunken, wie alle Finnen, oder beinahe alle, aber nicht Wasser. Mit 48 Jahren ist er gestorben, aber bis dahin hatte er einige Platten aufgenommen. Die sind einfach gut. Ein paar Lieder von Elvis und andere Hits, die jeder kennt, aber immer auf Finnisch gecvert. Einiges an Rock'n'Roll.

Singen scheint für die Finnen eine wichtige Sache zu sein. Nach dem Plattenladenbesuch und mit Somerjoki in der Tasche treffen wir auf eine Karaoke-Bar. Eine Punkerin hinter dem Tresen. Die Bar sieht innen aus wie eine Holzhütte, ein bisschen dunkel. Ein Paar Leute sitzen drin, junge und ältere, aufgemotzt die einen, die andern im Strassenoutfit. Sie sitzen auf einer Bank in einer Reihe, vor kleinen Tischchen. Sie haben Bündel von Papier auf den Knien, worin sie blättern, und eine Reihe Drinks vor sich stehen. Sie geben am Tresen Zettelchen ab, und die Barmaid zupft eines davon raus und ruft Namen: Juha, Jussi oder Kirsi.

Die aufgerufene Person nimmt neben der Kasse das Mikrofon und karaokt ein Lied. Bruce Springsteen (gesungen von einem langhaarigen Fünfziger), Abba (von himmel-



Wir lachen Tränen und merken, wir sind die einzigen, die lachen: Birgit Widmer und Franziska Messner-Rast in Helsinki.

fahrtsnasigem Normalo) oder Humpa (von älterem siegelringtragendem Geschäftsmann). Franziska und ich holen uns selber zwei Bier (kaksi oluta) an der Theke, so wie das allorts üblich ist in Helsinki, und setzen uns an einen Tisch und vergessen die Zeit und alles. Wir lachen Tränen und merken, wir sind die einzigen, die lachen. Die Finnen bleiben ernst, und sie singen ernsthaft, bisweilen grauenhaft falsch, aber niemand lacht.

Auf einmal kommt mir die «Kalevala», das Epos der Finnen, in den Sinn und der uralte Zauberwieser Väinämöinen, der immerzu singt. Er singt ganze Boote herbei und deren Mannschaft. Mir kommt der freche Joukahainen in den Sinn, der den alten Väinämöinen herausfordert und prompt von jenem bis

zum Hals in den Sumpf gesungen wird. Das geht mir durch den Kopf, als ich in dieser im Innern zur Holzhütte mutierten Bar am frühen Abend die Finnen Karaoke singen höre. In dieser kugelnden Kieselsteinsprache. Laula, ihana, wunderbar, illala.

Nieminen, die Ausstellung

Birgit Widmer und Franziska Messner-Rast dokumentieren in ihrer aktuellen Ausstellung im Regierungsgebäude Begegnungen mit Angehörigen der Familie Nieminen in Helsinki, Varkaus und Leppäviirte, Finnland. Leila Nieminen, die Mutter von Birgit Widmer, kam 1959 nach Flawil, wo sie Heinz Widmer heiratete. Sie starb 1969. Die heute in Gais lebende Künstlerin Birgit Widmer, geboren 1964, hatte 21-jährig erstmals mit einigen ihrer finnischen Verwandten Kontakt. Es folgten drei weitere Finnland-Reisen, bis sie im Herbst 2006 gemeinsam mit Franziska Messner-Rast für das Projekt «Nieminen» nach Finnland fuhr. Birgit Widmer hält im Kunstprojekt Momente der Familientreffen in Holzskulpturen fest. Franziska Messner-Rast hat die Nieminenens fotografiert. Romina Campanile zeigt zudem eine Installation.

Regierungsgebäude St.Gallen, Kultursaal. Nieminen. Eine Familienreportage von Birgit Widmer (Skulptur) und Franziska Messner-Rast (Fotografie). 12. April bis 9. Mai. Vernissage: Freitag, 11. April, 18.30 Uhr

Birgit Widmer, 1964, lebt und arbeitet als Künstlerin in Gais.

Franziska Messner-Rast, 1951, arbeitet als Fotografin in St.Gallen und lebt in Arbon. Aktuelle Ausstellung im Kunstmuseum St.Gallen: Täpies, Hartung, Uecker, Förg. Aus der Schenkung der Stiftung Franz Larese und Jürg Janett mit Künstlerporträts von Franziska Messner-Rast.

